

(Nachdruck verboten.)

1) Neu-Karthago.

Roman von Georges Gekhoud.

I.

Das Leichenbegängniß, das Herr Guillaume Dobouziez dem armen Jacques Paridael ausrichten ließ, war ganz dazu angethan, dem Veranstalter die Anerkennung seiner Standesgenossen und die Bewunderung der kleinen Leute einzutragen. „Alles was recht ist, das hat er gut gemacht,“ war die einstimmige Meinung der gaffenden Zuschauer. Er hätte wahrhaftig für sich selbst kein besseres verlangen können: ein Begräbniß zweiter Klasse (allerdings mit Fortfall der Leichenträger, aber wer kennt sich denn in diesen Dingen so aus, um die feinen Unterschiede zwischen den einzelnen Abstufungen herauszufinden?), feierliche Seelenmesse unter Mitwirkung des Kirchenchors, aber ohne anschließende Absolution und Segenspendung (wozu denn auch eine Zeremonie verlängern, die die Leidtragenden aufregt und die anderen langweilt), so und so viel Meter schwarze, mit Silberfranzen verzierte Draperie und so und so viel Pfund gelbe Wachsterzen.

Der verstorbene Paridael hatte es sich bei seinen Lebzeiten garnicht träumen lassen, in dieser vornehmen Weise begraben zu werden. Wie hätte der arme Teufel auch solche Ansprüche machen können!

Nüchtern und korrekt in jeder Beziehung, den hageren Oberkörper in den soldatisch anliegenden, mit einem rothen Ordensbändchen geschmückten Gehrock gezwängt, schritt Herr Dobouziez, der trotz seiner fünfundvierzig Jahre den leicht ergrauten Kopf steifnackig emporrichtete, in nervöser Ungeduld hinter seinem Mündel, dem kleinen Laurent, dem einzigen Sohn des Verstorbenen, her. Der Junge gab sich seinem wilden, hysterischen Schmerz schrankenlos hin. Vom Sterbhaufe an hatte er nicht einen Augenblick zu schluchzen aufgehört, und in der Kirche vermochte er erst recht nicht, an sich zu halten. Der winnende Ton der Todtenglocke im Thurm und das abgehackte schrille Klingeln der Ministranten ließen ihm in ein krampfhaftes Schluchzen ausbrechen, das seinen kleinen Körper wie im Fieber schüttelte.

Vetter Guillaume, der ehemalige Offizier, der ganz und gar nicht rührselig und ein abgefaigter Feind jeglichen Gefühlsüberschwangs war, verlor angesichts dieses fassungslosen Schmerzes, der sich in aller Deffentlichkeit so überlaut gebärdete, schließlich die Geduld.

„Alle Vetter, Laurent, nimm Dich zusammen!... Sei doch vernünftig!... Steh auf!... Geh' Dich!... Vorwärts!“ Das waren die aufmunternden Worte, die er dem Jungen ohne Unterlaß ins Ohr tuschelte. Aber aller Liebe Müß' war umsonst. Alle nasenlang störte der Kleine durch sein Geheul und lebhaftes Geberden die untadelige Ordnung der feierlichen Handlung, die obendrein noch einzig und allein zu Ehren seines Papas veranstaltet wurde.

Als Mann, der an alles denkt, hatte Herr Dobouziez, bevor sich der Leichenzug wieder in Bewegung setzte, seinem Mündel ein Zwanzigfrankstück, ein Fünffrankstück und ein Frankstück in die Hand gedrückt. Ersteres war für den Klingelbeutel, die beiden anderen für die Kollette bestimmt. Aber der Kleine bewies bei Vertheilung der Spenden, daß er so fahelhaft war wie er aussah: Er steckte das Goldstück, allem Herkommen entgegen, in die Armenbüchse, gab das Fünf-Frankstück dem Küster und das Frankstück dem Pfarrer. Und auf dem Kirchhofe wäre er um ein Haar in das offene Grab gestürzt, als er sich anschickte, die Hand voll gelber Leimerde in die Gruft zu werfen, die mit solch unheimlichem Poltern auf den Sargdeckel aufschlug.

Der Vormund athmete ordentlich erleichtert auf, als er mit dem Unglücksjungen endlich in der zweispännigen Equipage Platz nehmen konnte, um nach der Fabrik und der Villa Dobouziez, die außerhalb der Festungswerke in der Vorstadt lagen, zurückzufahren.

Bei der Familientafel unterhielt man sich über geschäftliche Angelegenheiten, der Feierlichkeit vom Morgen geschah nicht die geringste Erwähnung. Ueber sonderlich freundliche

Aufmerksamkeit hatte sich Laurent, der zwischen seiner Großtante und seinem Vetter Dobouziez saß, übrigens nicht zu beklagen. Letzterer richtete nur das Wort an ihn, um ihn eindringlich zu ermahnen, stets der Pflicht eingedenk zu bleiben und der Stimme der Weisheit und Vernunft Gehör zu schenken; abstrakte Worte, mit denen der Junge, der eben erst zur Firmung gegangen war, nichts Rechtes anzufangen wußte.

Die gute Großtante hätte für ihr Leben gern ihrer aufrichtigen Theilnahme herzlichen Ausdruck gegeben, wenn sie nicht mit Recht gefürchtet hätte, daß ihre Güte von der Tischgesellschaft als lächerliche Schwäche gedeutet werden möchte. Sie hätte sich dadurch nur eine Blöße gegeben und der Waise mehr geschadet als genützt. So bezwang sie lieber ihre Nüchternheit und begnügte sich, dem Untröstlichen gut zuzureden und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß ein fortgesetztes Wehklagen auf diejenigen, die fortan bei ihm Vater- und Mutterstelle vertreten sollten, den Eindruck eigensinniger Unart machen müßte. Aber mit elf Jahren versteht man von der schweren Kunst der Selbstbeherrschung noch herzlich wenig, und aus diesem Grunde trugen die halbblau geflüsterten Ermahnungen der braven Frau auch nur dazu bei, den Thränenstrom des Kindes reichlicher fließen zu lassen.

Furchtjam und zitternd, wie ein Vögelchen, das aus dem Nest gefallen, musterte Laurent durch den Thränenschleier, der seine verweinten Augen umflorte, mit scheuen Seitenblicken die Tischgenossen.

Baise Lydia, Herrn Dobouziez's Ehehälfte, thronte ihrem Gemahl gegenüber. Es war eine zwerghafte, unförmlich aufgeschwemmte Person, wellt und verrunzelt wie eine getrocknete Pflaume, mit schwarzem, glänzendem Haar, das, glatt geschleitet, die niedrige Stirn bis zu den buschigen, dunklen Brauen bedeckte, die zwei große, hervorquellende Glogaugen von kohlschwarzer Farbe beschatteten. Ein ausdrucksloses Gesicht, männlich harte Züge, schmale, farblose Lippen und eine Stumpfnase, unter der sich vereinzelt schwärzliche Härchen breit machten. Die Stimme hatte einen unangenehmen Kehllaut, der an das mißtönende Gegacker eines Perlhuhns gemahnte. In seelischer Beziehung ein Bild nüchternen, platter Alltäglichkeit: hier und da ein gutmüthiger Zug, aber keine Spur von Feingefühl und theilnehmendem Verständniß, dabei ein kleinlicher, von engen Horizonten begrenzter Geist, der über die eigene Nasenspitze nicht hinaussieht.

Guillaume Dobouziez, der schneidige Ingenieur-Offizier von ehemals, hatte sie des Geldes wegen geheirathet. Die Wittigst der Tochter des Brüsseler Trikotagefabrikanten, der sich vom Geschäft zurückgezogen hatte, gestattete dem Offizier, nachdem er seinen Abschied genommen, seine Fabrik zu gründen und dadurch den ersten Grund zu seinem ansehnlichen Vermögen zu legen.

Mit größerem Wohlgefallen, fast mit einem gewissen Vergnügen ruhte Laurent's Blick dagegen auf Regina oder Gina, dem einzigen Kind des Dobouziez'schen Ehepaares. Die schlanke, rassistige Brünette mit den ausdrucksvollen schwarzen Augen, dem üppigen, leichtgewellten Haar und dem tadellos geformten Gesichtsoval war ein paar Jahre älter als der kleine Paridael. Die feingeschnittene Adlernase mit den nervös zitternden Flügeln, der sprechende, eigenwillige Mund, das prächtige, grüßengezierte Kinn und der rosige, durchschimmernde Teint, der den matten Farbenton einer Stamee zeigte, liehen dem schönen Gesicht bestrickenden Liebreiz. In seinem ganzen Leben hatte Laurent noch kein schöneres junges Mädchen gesehen.

Gleichwohl wagte er es weder ihr anhaltend ins Gesicht zu sehen, noch das Sprühfeuer ihrer lustig blitzenden Schelmengaugen auszuhalten. In die ungestüme Ausgelassenheit des schalkhaften, verhätschelten Baadisches mischte sich schon etwas von der steifleinernen Feierlichkeit und dem stolzen Selbstbewußtsein des Veters Dobouziez, und in dem leichten Kräuseln dieser unschuldigen Lippen malten sich bereits ein gut Theil düntelhafte Ueberlegenheit und Spottlust, die auch aus dem hellen, harmlosen Kinderlachen herausstünten.

Gina war sich des vortheilhaften Eindrucks, den sie auf den Jungen machte, wohl bewußt und ließ deshalb ihrem Uebermuth heute noch mehr die Zügel schießen als sonst. Sie mischte sich in die Unterhaltung, besleißigte sich beim Essen

Sonntagsplauderei.

eines möglichst auffälligen Benehmens, kurz, wußte nicht, was sie anstellen sollte, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Mutter war dem Treiben des Wildfangs gegenüber machtlos; eine scharfe Rüge wagte sie nicht auszusprechen aus Furcht, den kleinen Satan dadurch zum Widerspruch zu reizen. So begnügte sie sich denn damit, ihrem Manne kummervolle Blicke zuzuwerfen, die ihn zum Einschreiten veranlassen sollten. Herr Dobouziez ließ das verzweifelte Mienenpiel der Dame, so lange es halbwegs ging, unbeachtet, am Ende konnte er aber doch nicht umhin, der stummen Aufforderung seiner Frau Folge zu geben.

Das Töchterchen, das für die mütterlichen Ermahnungen taub war, schenkte der freundlichen Zureden des Vaters unverzüglich Gehör und unterwarf sich mit einer leiderfüllten Duldermiene, die überaus drollig wirkte. Wenn es sich um Gina handelte, legte das Familienoberhaupt die steife Förmlichkeit, die ihn sonst auszeichnete, völlig ab. Es kostete ihn manchmal wahrlich keine kleine Mühe, über die Narrenspotten seines Lieblings stillschweigend hinwegzusehen. Er beschränkte sich bei solchen Gelegenheiten auf Verteidigung und Abwehr. Und welch' ungewohnte Sanftmuth und Milde dann in Stimme und Blick zum Ausdruck kam! Laurent mußte unwillkürlich an den zärtlichen Ton und das liebevolle Lächeln seines verstorbenen Vaters denken. War dieser Better Dobouziez, der da seiner Gina eine so zahme Predigt hielt, wirklich der strenge Pedant, der eben noch bei der Beerdigung den armen Lorli, wie ihn der Verstorbene immer zu nennen pflegte, so widersprechende Weisungen ins Ohr gezipst hatte, daß das verängstigte Kind gar nicht mehr wußte, was es thun sollte? Und wie kurz und in welch gebieterischem Ton diese Befehle ausgedrückt wurden!

Aber wenn sich das Herz der Waise auch bei diesem Vergleich schmerzlich zusammenkrampfte, so konnte der Lorli von gestern und der Laurent von heute seiner schönen Base darum nicht böse sein. Sie war eben doch gar zu entzückend. Ja, wenn es sich um irgend ein anderes Kind, wenn es sich beispielsweise um einen Jungen wie ihn gehandelt hätte, dann hätte diese offenkundige Bevorzugung sehr dazu beigetragen, dem Verwaisten den schweren Verlust, den er erlitten, in aller Deutlichkeit zum Bewußtsein zu bringen. Aber hier lagen die Dinge ja doch ganz anders! Laurent erschien Gina wie eine dieser Prinzessinnen und Feen, von denen die Märchenbücher berichten.

Die kleine Fee wußte sich vor Ungeduld schon nicht mehr zu lassen.

„Na, Kinder, steht auf und geht spielen,“ rief ihr der Vater zu, Laurent gleichzeitig ein Zeichen gebend, der eiligst Davonstürmenden zu folgen.

Gina schleppte den Better in den Garten. Die regelmäßig wie bei einem Bauernhose abgegriffene Einfriedigung, die ein mit weißem Mörtel beworfener, von grünem Spalter umrankter Mauerzaun abgrenzte, diente als Küchen-, Obst- und Ziergarten zugleich, und wenn sie auch an räumlicher Ausdehnung mit einem Park wetteifern konnte, so fehlten ihr doch die ebenen Wiesenflächen und schattenpendenden Baumgruppen.

Die einzige Sehenswürdigkeit dieses Gartens bestand aus einem aus rothen Klinkerziegeln erbauten Thurm, der sich an einen Hügel lehnte und zu dessen Füßen sich der Wasserspiegel eines von zwei Entenpaaren bevölkerten Tümpels ausbreitete. Fußpfade, die sich wie die Windungen eines Schneckenhauses um den Hügel schlängelten, führten auf den Gipfel der Anhöhe, von dem aus man eine hübsche Aussicht auf den Garten und den Entenpfuhl genoß. Die ganze seltsame Anlage nannte sich gar großsprecherisch das „Labyrinth“.

Gina war Laurent eine liebenswürdige Wirthin. Mit den überhasteten Bewegungen eines vielbeschäftigten Fremdenführers zeigte und erklärte sie die Dinge, wobei sie den wohlmeinenden Ton fürsorglicher Gönnerschaft anschlug. „Sieh acht, daß Du nicht ins Wasser fällst . . . Hier sind Himbeeren, aber Mama gestattet nicht, daß man welche pflückt. . .“ Laurent's künische Unbeholfenheit ließ sie aus dem Lachen gar nicht heraus kommen. Zwei oder dreimal nahm sie auch Veranlassung, die allzu volksthümliche Ausdrucksweise und den wenig eleganten Dialekt des Betters zu verbessern. Darüber wurde der Junge, der an und für sich schon nicht gerade gesprächig war, nur noch wortfarger und schüchtern. Er hätte sich prägen mögen, daß er vor der Base eine gar so lächerliche Rolle spielte.

(Fortsetzung folgt.)

Galanterie und Frivolität finden sich gern einträglich bei einander. Zu den militärischen Tugenden zählt man die Ritterlichkeit gegen das Frauengeschlecht. Das heißt in Wahrheit das äußerliche Zuorkommen, die galanten Übungen. Im inneren Widerspruch hierzu steht dennoch die Mißachtung der Frau, sobald das galante Mäntelchen gefallen. In nicht militärischen Staaten ist die Selbstständigkeit und persönliche Ehre der Frau in den Anschauungen des Volks höher geschätzt, als bei den Nationen mit Militärkultur. Es sei hier nur auf die Stellung der Amerikanerin hingewiesen.

Der Schuß der Frau Paulmier in Paris hat nicht bloß den Chronisten der Pariser Boulevardblätter das Thema von der Frau und der Oeffentlichkeit nahegelegt. Es haben auch weiterstrebende Beobachter an den Fall allerlei Betrachtungen geknüpft. Die Verwilderung der Presse ist nur eine Theilercheinung des gesammten literarischen Lebens in Frankreich, so weit es sich mit dem Stoffgebiet vom Weib beschäftigt. Aus der Gesamtliteratur scheidet das hämißlich wegwerfende Urtheil über das Weib durch. Die sensationslüsternere Presse thut das ihrige hinzu und so kommt es, daß in einem Lande, wo von jeher die Vouloirpolitik mit der Frau als treibender Kraft keine kleine Rolle spielte, Ehre und Privatleben der Frau oft schonungslosem Geizigkeitspreis gegeben sind. Damit sei nicht gesagt, daß Frau Paulmier etwa wie eine heldenhafte Haderin ihres Geschlechts erscheine. Auch ihre That hat viel vom Komödiantischen, das den Zerjegungsprozeß der herrschenden Klassen in Frankreich begleitet. Zunächst geht sie in jener echt blasphemischen Kirchlichkeit gewisser Pariser Kreise von heute zur Kirche und kniet zum Gebet nieder, daß ihr Werk ihr gelinge. Dann schreitet sie zur Bluthat, dringt in die Redaktion von Millerand's Blatt und schießt auf einen Unschuldigen, den „ersten besten von der sozialistischen Bande“, wie sie sich ausdrückt. Spektakel, recht viel Spektakel ist dabei; besonders, wenn man erwägt, wie verbittert im allgemeinen der heutige Kampf für und wider den Militarismus in Frankreich geführt wird. Die Generallitpressen hat mit Noth beworfen, mit Injurien, Gewaltandrohung und Verleumdungen gearbeitet: so war es denn begreiflich, daß in der hitzigen Erbitterung auch die Segner der gegentwärtigen militärischen Slandale in Frankreich über's Ziel schießen konnten.

Es sind Moralisten in Paris aufgestanden und haben das Gesammtschaffen der Literatur für die Verachtung der Frau verantwortlich gemacht. Längst vertraute Phrasen sind wiederholt worden und manchmal möchte man glauben, man lausche den Stimmen, die bei uns eine lex Heinze für Werke der Kunst und Literatur begründen wollten. Da wird auf die Zahl der Frauen hingewiesen, die kernfest dem bürgerlichen Haushalt vorstehen. Sie arbeiten tapfer an der Seite des Mannes, sind geschäftig, sparen Groschen um Groschen, wollen von allen Thorheiten der „Pariser Welt“ nichts wissen und kennen nur das eine Hauptziel, ein kleines Vermögen, eine bescheidene Rente sich zu sichern. Warum belämmere sich die Literatur nicht um diese „Jugendjamen“ und warum wähle sie mit so häßlicher Vorliebe im Sämme?

Immer wieder dieselbe Bekichte. Die Literatur, ein Spiegel der Lebensvorgänge, wird zum Urheber des Uebels gemacht. Das Dasein eines Sechsdreier-Rentiers (Verlinisch gesprochen) und seiner werthen Frau Gemahlin kann den Ordnungssinn eines Menschen sehr wohl befriedigen; nur ist es gleichsam ein Vegetiren. Welchen Vorturf kann dies Dasein der Zeittliteratur bieten, als einen leise ironischen oder idyllischen? Nichts löst sich aus solchem vegetativen Leben hervor, was bewegliches Interesse, heftigen Zeicharakter, lebhaft individuelle Züge offenbarte. Das ist todttes Material für die Literatur im großen Sinn. Die muß auf Aeußerungen achten, die sich ihr als bemerkenswerthe zeitliche und menschliche Dokumente aufdrängen. Sie kann sich keine willkürliche Sprache erschaffen. Sie kann in die soziale Welt ihrer Tage nicht hineintragen, was sie nicht zuvor aus den Tiefen dieser Welt geschöpft hat. Leben und Literatur durchdringen einander.

Dann freilich bleibt die Einschätzung der Frau in der Gegenwarts-literatur der Franzosen nicht etwas, was frei in der Luft schwebt. Dann ist diese Einschätzung durch das Gesellschaftsleben der herrschenden Klassen bedingt; und dann stehen wir abermals vor der Thatjade, daß äußerliche Galanterie und innere frivole Zerjegung sich so vortrefflich vertrugen. Die längste Zeit war man jezt in Frankreich geradezu verliebt in seinen Militarismus. Der brave General, der brave Offizier, der brave Soldat, sie alle waren Gegenstände der Gloireschwärmerei. Die Held Cyrano in der französischen Komödie zu sein, das war das Ideal. Ein Eisenreifer dem Mann gegenüber, im Umgang mit dem „zarten Geschlecht“ ein galanter Rittermann. Diese Galanterie selber ist am Ende aber nur eine lose verkleidete militärische Ueberhebung. Man spielt ein rüchichtsvolles Spiel und demüthigt doch. Daß dann die Eigenheiten der Gedemüthigten hervorbrechen, ist kein Wunder; und so stößt man auch in der Literatur so häufig auf das strapellose Weib, auf die spekulative Halbdirne, die der Schamlosigkeit mit gleicher Schamlosigkeit begegnet, auf das weibliche Gegenstück zum männlichen Streber, auf die Frau, die auf krummen Wegen Macht erschleicht.

Die Literatur an sich macht nicht gut und nicht böse. Jedenfalls kann man sie nicht auf Kommando „gutgestimmt“ oder „übelgestimmt“ haben; und gut zureden hilft auch nicht. Wir haben ja ein lehr-

reiches Beispiel an dem Alten, den wir neulich zu Grabe getragen haben, an dem Preußen-Fontane. Und dem können die Sittlichen nicht einmal das vorwerfen, was der französischen Literatur von einzelnen vorgeworfen wird, sie werde zum großen Theil von durchaus nicht einwandfreien Junggelesen geschrieben, wie zum Beispiel Maupassant einer war. Herr Theodor Fontane war aber wirklich kein Schwereothor und Durchgänger. Er selber lebte in stiller, friedlicher Ehe. Nur hätte er keine sündende und gestaltende Poetenatur sein müssen, wenn ihn die mannigfaltig-gährenden Lebensvorkommnisse unserer Tage stumpf gelassen hätten. Auch in ihm, der von starrer Preußenzucht ausgegangen war, fanden sie einen feingestimmten Widerhall. Nicht laut, nicht lärmend meldeten sich in seiner beobachtenden Seele allerhand Fragen und Zweifel, und an manchem rührte er in späten Lebenstagen, was ihm kraft seiner Preußenzucht hätte heilig bleiben sollen. Nicht in energischer Aktion rührte er daran, denn im vorgerückten Alter erst und mit einem Temperament, das Grelles milderte und den gedämpften Ton liebte, wagte er sich an soziale Probleme im Roman. Und da vermannen vor ihm manche geweihten Begriffe, wenn er auf modernes Ehe- und Familienleben blickte.

Man übergibt bei den offiziellen Grabreden diese Seite des Wesens von Theodor Fontane. Das möchte dem Eigenthümer der „Voss. Ztg.“, Herrn Lessing, sehr lieb sein. Um so rückhaltloser durfte er, der hochmögliche Besitzer, jene Tugenden preisen, die der Unternehmer an seinem Arbeiter am meisten zu schätzen versteht: den Fleiß und den uneigennütigen Pflichter. Es waren Worte voll köstlicher Naivetät selbstgefälligen Unternehmertums. Oh, man hat Herrn Fontane geehrt und gefördert (und um billigen Preis).

Die „Vossische Zeitung“ war für ihn das Piedestal seines Ruhmes, und der Mann that nur seine Schuldigkeit, war uneigennützig, war pflichteifrig und allzeit arbeitswillig, wie Herr Lessing schmunzelnd versichert. Wie die repräsentative Verkörperung der Unternehmervelt, wie die gewaltige „Vossische“ zur Person geworden, so stand Herr Lessing da. Von einem Dank der „Vossischen Zeitung“ an den Dahingeshiedenen kein Wort! Eine Thräne für den genügsamen fleißigen Kuli auf offenem Grab. Das ist alles. Wer im Glauben lebt, ein Großunternehmer sei eine Schicksalsmacht, wie käme der auf den Gedanken, daß er, er zunächst dankbar zu sein hätte. Wie sähe er die Möglichkeit ein, daß der verstorbene Poet, wiewohl er ein armer Teufel blieb, der „Voss. Ztg.“ zur besonderen Ehre und Ehre gereichte, nicht umgekehrt? Nicht bloß die Arbeit des Schriftstellers kauft der Verleger zu möglichst niedrigen Löhnen). Er legt nachher noch dessen Ruhmesmantel an und geht stolz darin spazieren. Dann meint er gnädig und herablassend: Wir haben ihn glücklich zu etwas tüchtigem gemacht. Dafür war er auch brav, der Gute, und was die Hauptsache ist, mir treu im Dienste. Wie sollte es auch anders sein? Der eine ist ein Erbe und der andere mußte sich jeden Thaler zum Lebensunterhalt neu erwerben. Der betont stoisch und pathetisch ein Aristokratenbewußtsein, das ihm der Besitz gewährt; der andere beschneidet sich in seiner Nüchternheit und wie er über so viele dieser Dinge gelächelt hat, so hätte er auch über den Reichthum, der das Talent nicht bloß in seiner Arbeitsleistung, sondern sammt seinem Ruhm in Pacht nimmt, ironisch gelächelt. In seiner Beschauflichkeit hätte er vielleicht gesagt: Das sind so Dinge. Was ist dagegen zu machen. Theodor Fontane's Kinder erben freilich nichts, als, wie es Freiligrath in seinem Gedicht von den geistigen Proletariern ausdrückt, des Vaters guten Namen. —

Alpha.

Kleines Feuilleton.

st. Der erste Umzug. Endlich waren alle Sachen in die neue Wohnung heraufgeschafft. Alles lag noch hinterbunt umher und übereinander. Der ganzen wüsten Kram beleuchteten mehrere Küchenslampen und Stehlampen ohne Glöden. Frau Kreisler sah erschöpft auf einem Stuhl und sah zu, wie die Ziehleute das Piano an die Wand rüdten. Dann tranken sie aus dem Weißbierglase, das auf dem Salontisch stand. Frau Kreisler sah sich unterdessen um, was ihr die Leute wohl noch an den richtigen Platz rücken könnten. Als sie so an den letzten Wänden entlang sah, die Möbel mufterte und überlegte, wo wohl das Buffet hin müßte und wo das Sopha, fiel ihr Blick auch auf die nackten Fenster. Da konnten nun die Nachbarn ihr auf den Tisch sehen und jedes Stück ihrer Wirtschaft zählen. Sie schauerte zusammen. In dem neuen Hause war es so ungemüthlich, so kalt. Farbengeruch und Mörtele- und Kleisterdunst füllten die Zimmer. Und die Fenster durften auch nicht geöffnet werden; draußen regnete es, und dann würde es noch unangenehmer werden. Ihre Gelenke und ihr Kopf schmerzten. Am liebsten hätte sie sich auch auf dem Sopha oder den Matratzen ausgestreckt, wie die Kinder, die abgespant, blaß dalagen. Das Dienstmädchen hatte sich mit dem Oberkörper gegen die Wand gelehnt und starrte vor sich hin.

Aber Frau Kreisler gab sich einen energischen Ruck und befahl den Ziehleuten, das Buffet an die gegenüberliegende Wand zu stellen, nicht dort stehen zu lassen, wo sie es erst hatte haben wollen.

Die Männer sahen einander an. Sie waren schon dabei, die Aermel über die entblößten Arme herabzuziehen. Einer von ihnen trat vor und sagte: „Nun, liebe Frau, wir sind nun auch müde. Seit frieh um fünf sind wir unterwegs. Wenn Sie nu noch 'ne

kleene Kramerei anfangen wollen, müssen Sie schon noch 'n bißken wat zulejen zu det jewöhliche Drinjeeld. Bei die Schinderei...“

„Aber Sie müssen mir doch die Sachen an Ort und Stelle bringen!“

„Ja woll doch! Da steh'n se ja! Wir haben se ja dahin jestellt, wo Sie se hinhaben wollten. Denten Sie, wir kramen nu det Janze noch mal um?!“

Ihr ward ganz ängstlich. Diese rohen Menschen! Das sah ja so drohend aus. Daß auch ihr Mann sie allein gelassen hatte! Er war es zwar gewesen, der hier draußen in den neuen Straßen gemiethet hatte. Er wollte alle Unnehmlichkeiten der modernen Bauweise austofen; aber um die Unnehmlichkeiten des Unzuges kümmerte er sich herzlich wenig. Als das Ziehfuhrwerk am Nachmittag noch nicht gekommen war, hatte er sich nach seinem Stannulokal begeben. Ja, und nun konnte sie sich mit diesen Menschen herumärgern.

„Aber die Bettstellen schlagen Sie mir doch wenigstens noch auf,“ sagte sie halb bittend.

„Jott, darauf soll et uns nich antommen!“ meinten die Männer und machten sich an die Arbeit. Als sie damit fertig waren, gab Frau Kreisler dem einen drei Mark. Die andern hielten auch die Hände hin.

„Der Herr dort hat schon!“ sagte sie verwirrt.

„Wat, det soll für uns alle sin? Sie sind woll...? War'n Se untern Leierkasten?“ fragten die Männer erregt.

„Ruhig, kindertens, ruhig!“ ermahnte der, der schon vorhin unterhandelt hatte. „Immer vernünftig bleiben. Schmissen? Ree... dadurch erreicht Ihr nich.“ Er wendete sich an Frau Kreisler: „Ree, sehn Se, wir sind fünf Mann; da läme ja uff jeden bloß sechzig Fennige. Det is doch 'n bißken wenig bei fünf Stunden Arbeit; det müssen Se doch selber sagen.“

„Aber ich habe doch zwanzig Mark bezahlt.“

„Ja, liebe Frau, — die Männer lachten — „denken Se denn, der Wagen un de Ferde kosten nichis? Ree, wir haben uns redlich mit Ihrem Kram jepudelt, nu müssen Se doch mindestens pro Mann zwoe Mark schmeißen. Eigentlich dhun wir's nich untern Dahler bei die Zeit und die Schusterei.“

Und Frau Kreisler zog ängstlich ihr Portemonnaie. „Ach, so ein Umzug!“ —

Literarisches.

kg. Zwei Phantasiebögel, die orfrais und der alcyon, spulen in den Dichtungen der französischen Romantiker herum. Von diesen beiden reden sie wer weiß wie oft, sie schreiben ihnen bestimmte Attribute zu und verwenden sie für gewisse Stimmungen fast stereotyp — wie sie sie beschreiben, existiren sie aber nur in ihrer Phantasie. In dem sechsen erschienenen Heft der „Zeitschrift für französische Sprache und Literatur“ macht Schulz-Gora darauf aufmerksam, daß die orfrais bei Victor Hugo, Gautier, Stendhal, Sainte-Beuve, auch bei Balzac und Bandelaire immer als ein häßlicher, in wilden Gegenden hausender Nachttraubvogel erscheint, der unheimliche Schreie ausstößt, also wie geschaffen ist für romantische Stimmungen. Ethmologisch aber führt orfrais unweifelhaft auf ossifraga (Weinbrecher) zurück und bezeichnet einen See- oder Fischadler. Eigene Anschauung kann sie also nicht zu der häufigen Verwendung dieses Thieres gebracht haben — das ist charakteristisch — die Vorstellung ist vielmehr älteren Dichtern entlehnt. Sie läßt sich zurückverfolgen bis auf Schriftsteller des 17. Jahrhunderts, bei denen die orfrais auch schon als Nachtvogel mit Schauer erregenden, Ungeklärt verhängenden Schreien und in Verbindung mit Spulgestalten auftritt. Es handelt sich augenscheinlich um eine Volksanschauung, die diese älteren Dichter übernommen haben. Das Volk hat sich offenbar unter der orfrais eine Art Gule vorgestellt, und zwar mag es darauf gekommen sein durch eine Vermengung von orfrais mit fresaie, welsch' letztere eine Raubart ist. Die gewisse Aehnlichkeit der Wörter und die Thatsache, daß der See-Adler, der natürlich bei Tage den Fischfang betreibt, recht häßliche, heiere Schreie ausstößt, wird diese Uebertragung veranlaßt haben, die sich dann bis auf die Romantiker fortgepflanzt hat. In noch höherem Grade gehört der alcyon (Eisvogel) zum Rüstzeug des Romantikers. Auch von diesem scheinen sie eine deutlichere Vorstellung nicht gehabt zu haben; was sie von ihm anzuführen, beruht auf schon bei den Alten verbreiteten Sagen, die ebenfals von den älteren französischen Dichtern wieder aufgenommen waren. Der alcyon, heißt es dort, baue zur Winterszeit sein Nest auf dem Meere, und während er brüte, seien die Wasser eben und ruhig. So wurde er das Sinnbild der Sicherheit und des tiefen Friedens, von allem leicht und ruhig Dahinjziehenden, von allem Weichen und Zarten. In dieser Bedeutung hat besonders auch eine andere Eigenschaft beigetragen, die man ihm zuschrieb: daß er sanfte, klagende, seufzerartige Töne von sich gebe; auch dieser Zug findet sich schon bei den Alten. Die Art, wie die Romantiker ihr Anschauungsmaterial bildeten, tritt aus solchen Beispielen scharf hervor. —

Theater.

—r. Im Schillertheater breitete sich am Freitag Abend bei der Aufführung von Blumenthal's Nadelburg's „Mauerblümchen“ jene begabliche Stimmung aus, die sich fast immer einfindet, wenn die Direktion milde ist und mit Stillen kommt, die dem Intellekt des Publikums möglichst wenig zumuthen.

Das angenehme Märchen, daß ein reicher Unternehmer sich nicht allein mit seiner armen Buchhalterin verlobt, sondern voller Großmuth dies „Mauerblümchen“ sogar seinem goldherzigen Neffen überläßt, ward denn auch so plausibel, wie unter den Umständen nur denkbar, gegeben. Frau Schumann-Zipser spielte die Rolle der Heldin mit der passenden Anmuth und Zurückhaltung, während Herr Ethen als 56-jähriger Bräutigam mit recht seiner Komik den bangen Sorgen Ausdruck verlieh, die in dem Alter selbst einen wohlkonservirten Geirathskandidaten befallen können, wenn er ernsthaft an der Zukunft Pfllichten denkt. Auch die übrigen Hauptdarsteller, die Herren Bahlau, Laurence und Thurner, sowie die Damen Grethe Meyer und Agnes Werner zeigten, daß sie mit Blumenthal und Kadelburg weit passabler auskommen, als mit den bösen Klassikern. —

Musik.

— **Konzerte.** Die Zeit der schweren Noth musikalischer Reichthümer beginnt. Erst kommen die Programme und Verichte unserer Konservatorien mit den fett gedruckten Namen der großen Künstler, von denen immer die Sage geht, daß sie ebenso große Lehrer seien, und mit dem mannigfachen dahinter lauenden Verderb. Dann die ersten Opernmenheiten; dann auch allmählig alle jene weniger beachteten Zuthaten, wie die eintrittsfreien Kirchenkonzerte, und nur die ersten der zahllosen geschlosseneren Konzerte. Einen glücklichen Anfang machten diesmal ein modernes Kompositionskonzert und ein altklassischer Symphonie-Abend.

Herr Martinus van Gelder würden wir gern nochmal hören. Er gab am 28. September im Saale Bechstein mit den Seinigen ein Konzert eigener Kompositionen. Seine Schöpfungen bleiben im allgemeinen bei älteren Formen und verschmähnen nicht ein üppiges Passagenwerk; was sie auszeichnet, ist der Stimmungsgehalt. Nicht daß mit diesen oder jenen einzelnen Kniffen einer sogenannten „darstellenden“ Musik gearbeitet wäre; davor behütet der Künstler schon sein Sinn für Einseitigkeit der Komposition. Er hält sich vorwiegend an das Cantilenhafte; sein Klaviertrio (Cello: Herr Kammermusiker Lüdemann) hat in der Hauptfache die Form eines innigen Duettes der beiden Streicher, das vom Klavierpart gestützt wird. Der Komponist, der selbst als tüchtiger Geiger und Klavierbegleiter mitwirkte, bewährte im Schaffen und Wiedergeben eine große Vielseitigkeit. Dem Zarten in seiner Musik wurde die Klavierspielerin, Frau Rosa van Gelder, dem Gewaltigen die Sängerin, Frä. Marie van Gelder (Sopran) besonders gerecht; sie besitzt eine im allgemeinen wohlgebildete, anscheinend mehr dramatische als kirchliche Stimme, die diesmal unter Indisposition litt; eine gewisse Herbigkeit und Unruhe des Tons war vielleicht nicht bloß darauf zurückzuführen. Eine größere Wärme des Publikums hätten die Leistungen des Abends doch wohl verdient. — Bemerkenswert, daß bis in die letzte Zeit von diesem Komponisten nichts erschienen ist als das Lied „Die Kapelle“ (vor etwa 10 Jahren zu Stuttgart), das auch in dem diesmaligen Programm enthalten war.

Die Symphonie-Konzerte der Igl. Kapelle im Opernhaus sind eine längst anerkannte und erfolgreichere Einrichtung. Um dem Uebelstand zu begegnen, daß der Eintritt immer schon von vorn herein fast ganz vergeben ist, wird zu jedem Konzert die letzte Hauptprobe gegen bürgerlich geringe Preise zugänglich gemacht, und auch bei diesen Proben ist der Saal schon früh reichlich gefüllt. Wollte sich doch die Leitung der Konzerte entschließen, noch einen Schritt weiter zu gehen und nachherige Wiederholungen ihrer Programme einzuführen, an Sonn- und Feiertagen vormittags oder mittags und zwar zu ganz billigen Preisen! Wir glauben, es wäre damit sowohl eine künstlerische als auch eine materielle Wirkung zu erzielen, und die Würde des Hauses könnte dadurch ebenfalls nur gewinnen. Der 1. „Symphonie-Abend“ der Igl. Kapelle fand, zum Besten ihres Wittwen- und Waisenfonds, am 30. September statt und bot, soweit wir nach Anhören der Probe urtheilen können, einen im besten Sinn klassischen Genuß. Die Hauptnummer war ein Konzert von Händel. Seit längerem bemühen sich Praktiker und Theoretiker der Musik, diesen Frühklassiker zu neuen Ehren zu bringen. Er greift uns nicht sehr an's Herz, er hat für uns keine vollstimmlichen Töne; allein seine gewaltige Einfachheit und sein durchdringend gewichtiger Rhythmus (der sogenannte „Elefantentritt“) machen ihn immer wieder gut verständlich. Auf der Höhe seines Ruhmes als Solokomponist schrieb er neben vielen anderen Instrumentalwerken auch (1797) ein Duzend Konzerte für Streichorchester. Die erste Hälfte dieses Duzends ist „konzertant“ gehalten, d. h. mit Stimmen, die als Soli hervortreten; hier sind es zwei Violinen und ein Cello. Kugel hat drei davon in der Ausgabe Peters bequem zugänglich gemacht; das zuletzt herausgekommene (D-dur), früher von Kugel in Frankfurt a. Main aufgeführt war sozusagen die Novität des Abends. Daneben standen noch drei andere Meisterwerke, unter ihnen Mozart's Es-dur-Symphonie, die „dritte“, deren Großartigkeit Wagner „entdeckt“ hat. Herr Felix Weingartner dirigirte mit seiner wohl nicht erst einer Rühmung bedürftigen Kunst; das Orchester begleitete seine Leistung mit vollem Verständniß. —

Astronomisches.

b. Der neue von Birtentdeckte Planet hält die Astronomen noch fortgesetzt in Athen. Nach seiner Bahnberechnung muß er nämlich alle sieben Jahre der Erde so nahe kommen, daß

er als Stern sechster Größe erscheint, also mit bloßem Auge zu sehen ist. Für gewöhnlich erscheint er als Sternchen neunter Größe, zur Zeit seiner Entdeckung aber hatte er fast den größten Abstand, den er von Sonne und Erde erreicht, so daß er nur als Sternchen zehnter bis elfter Größe erschien. Nun sind seit Beginn unjeres Jahrhunderts mehrere Hundert kleine Planeten durch direkte Nachforschung mit dem Fernrohr gefunden worden, weiter werden seit fast 30 Jahren photographische Himmelsaufnahmen gemacht, bei denen Sterne 12. und 13. Größe ohne jede Mühe auf der Platte festgehalten werden. Da erscheint es doch wunderbar, daß man diesen hellen Planeten, der alle 7 Jahre sogar dem unbewaffneten Auge sichtbar wird, nicht früher entdeckte, obgleich der Himmel so planmäßig und sorgsam abgesehen wurde. Dr. Ristenpart stellt daher die Vermuthung auf, daß der Planet früher gar nicht in seiner jetzigen Bahn lief, sondern erst jetzt durch den Einfluß des Mars in sie hineingezwungen ist. Er meint, es könne sich hier um einen bisher unbekanntem Planetoiden handeln, der dem Mars besonders nahe gekommen ist. Es ist eine Annäherung bis auf wenige 1000 Kilometer notwendig, damit die Einwirkung, die ein solcher Körper vom Mars erleidet, die Bahn vollständig ändert; eine solche Annäherung liegt aber durchaus nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, und der Umstand, daß die Bahn des Mars von der neuen Planetenbahn geschnitten wird, spricht entschieden für eine solche Annahme. Bei Kometen ist schon öfter die Beobachtung gemacht worden, daß sie durch die Einwirkung des Jupiter bei ihrer Annäherung an diesen riesigen Planeten in eine vollständig andere Bahn gezwungen wurden. Ist diese Annahme richtig, so wäre es leicht möglich, daß der Planet bei einer erneuten Annäherung an den Mars wieder in eine ganz andere Bahn geworfen wird, die ihn viel weiter von der Erde entfernt und unseren Blicken wieder entzieht. Bestätigt sich diese Hypothese, was die weiteren Beobachtungen wohl in kurzer Zeit ergeben werden, so würden wir hier einen im Weltensysteme herumirrenden Planeten vor uns haben, der, wie ein Meteor, wohl auch gelegentlich auf einen großen Planeten stürzen könnte, wodurch er seine vollständige Existenz verlieren würde. —

Bergbau.

ie. Ein Asphaltlager in den Appenninen. Der Londoner „Engineer“ veröffentlicht eine Mittheilung über ein wenig bekanntes Vorkommen von ausgezeichnetem Asphalt mitten im Gebirge der Provinz Salerno. Ostlich von dem höchsten Gipfel dieses Gebietes, dem Monte Cervialto in über 1800 Meter Höhe, liegt der wenig niedrigere Monte Laviano. Dieser Berg besteht aus Kalkstein, der in manchen Theilen mit Asphalt gesättigt ist, zuweilen sind auch asphaltgefüllte Sandsteinschichten dem Kalk eingelagert. Die Qualität des Asphalts soll ausgezeichnet sein und brauchbar für alle die zahlreichen Anwendungen, die der Asphalt überhaupt findet. Neuerdings wird das Werk mit Elektrizität betrieben, für deren Erzeugung eine Wasserkraft von 600 Pferdestärken zur Verfügung steht. Das Werk befindet sich in dem Orte Olevano, wohin das gebrochene Gestein auf Mauleisen herabgeschafft wird. Der Bergbaubetrieb liegt gegenwärtig in einer Höhe von 1500 Metern im Gebirge. —

Humoristisches.

- Gemüthlich. „Melde gehorsamt, Herr Kommandant, daß es im vierten Stock brennt, während unsere Spritzen und Leitern nur bis zum zweiten reichen!“ —
- „Sol Na, da warten wir halt, bis das Feuer im zweiten Stocke ist!“ —
- Heirathslustig. Fräulein Laura (mit einem Radler an einer Strahenede zusammenprallend): „Soll das vielleicht ein Heirathsantrag sein?“ —
- Im Duse! Dummher (der auf die Uhr gesehen, nach mehreren vergeblichen Versuchen, dieselbe wieder in die Tasche zu stecken): „Sacra, mir scheint, i' hab' mein Westentasch verlor'n!“ —

(„Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

- Die Altmark wird von einer großen Raupenplage heimgesucht. Große Kohlfelder sind völlig abgefressen. Auf der Bahnstrecke Debitzfelde-Magdeburg wurde ein Eichenbahu zug durch wandernde Raupen gefährdet. —
- y. Ein Schwänenkampf wurde in der Nähe von Hamburg beobachtet. Zwei Schwäne fielen gemeinsam über einen dritten her und setzten ihn mit Schnäbeln und Flügeln so lange zu, bis er verendete. —
- In Adlersruh bei Müdelstadt ließ sich ein dreizehn-jähriger Junge von einem Zuge überfahren, weil er nicht mit zum Jahrmarkt gehen durfte. —
- Nach einem Wortwechsel schoß ein Grubenarbeiter in Königshütte (O.-S.) mit einem Revolver auf seine Mutter und jagte sich dann selbst eine Kugel in den Kopf. —
- In der Nähe der Station Kasarawa ist ein Personenzug der Moskauer-Niisanbahn mit einem Güterzug zusammengestoßen. Vierzehn Personen verloren dabei ihr Leben, sechs wurden schwer verletzt. —
- Der Adsjport hat sich auch bei den Tonga-Inseln seit ungefähr zwei Jahren sehr schnell Bahn gebrochen. Sogar die Radfahrreimen sind dort schon eingeführt. —